

jan pył

**Opowiadania
z wczesnej
młodości**



**Erzählungen
aus der frühen
Jugend**

So sah ich aus nach meiner Befreiung aus dem Arbeitslager im Ural.
Selbstbildnis aus dem Gedächtnis,
Gouache und schwarze Kreide auf Papier
ohne Datum

In den Jahren 1974 bis 1981 veröffentlichte Tadeusz Wojnarski in der «Nasza Gazetka» seine Memoiren. Als Gründer und Chefredakteur der «Unsere kleine Zeitung» wollte er sich nicht exponieren. 1998 veröffentlichte Tadeusz Kilarski, der im gleichen Jahr die Leitung der Zeitung übernahm, die gesamten Erzählungen in einem kleinen Büchlein als Jubiläumsausgabe der Ausgabe 200 der «Nasza Gazetka».

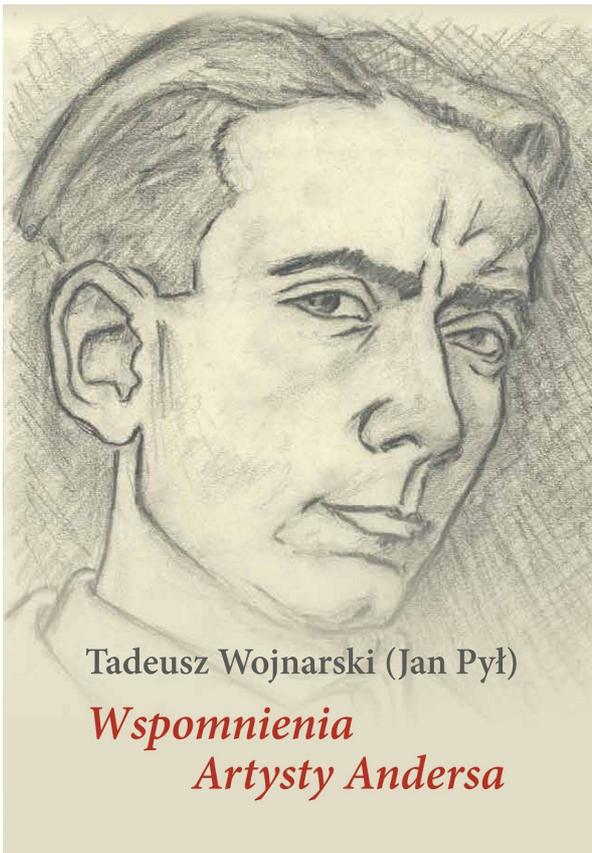


jan pył
**Es begann
im September
1939 ...**
Übersetzung von
Danuta Miz-Miszyn

Vom September 1984 bis Dezember 1985 erschien in 11 Folgen die Übersetzung in die deutsche Sprache unter dem Titel „Es begann im September 1939...“. Aus heute nicht näher bekannten Gründen wurde die Serie nicht fortgesetzt. Eingeleitet wurde diese Serie mit folgendem Text (zu diesem Zeitpunkt wussten nur wenige Eingeweihte, dass Jan Pył eigentlich Tadeusz Wojnarski war):

Mit der folgenden Erzählung bringen wir die Erlebnisse eines jungen Polen aus den Jahren 1939 - 42. Sie wurden in der Nasza Gazetka während sieben Jahren in polnischer Fassung veröffentlicht. Die deutsche Version wurde mit viel Gefühl von Danuta Miz-Miszyn verfasst.

* * * * *



Tadeusz Wojnarski (Jan Pył)

*Wspomnienia
Artysty Andersa*

Tadeusz Wojnarski / Jan Pył: Erzählungen eines «Anders-Künstlers»

Kurz vor seinem Tod schrieb Tadeusz Wojnarski noch einen zweiten Teil seiner Autobiographie. Erst im April 2024 konnte sie veröffentlicht werden: Tadeusz Wojnarski (Jan Pył), *Wspomnienia Artysty Andersa*, Verlag Werset, Lublin, ISBN 978-83-67951-14-2.

1. Teil: Verhaftung (Januar 1940), Deportation in die UdSSR, die Freilassung und dem Eintritt in den 2. Polnischen Korps von General Władysław Anders. Das Buch endet mit dem Beginn der Rekrutenschule in Palästina (1942).

2. Teil «Erzählungen aus späterer Jugend» / «Opowiadania z późniejszej młodości». Soldatenausbildung in Palästina und im Irak, Kämpfe gegen die deutsche Wehrmacht in Italien (von Monte Cassino über Ancona, dem emilianischen Apennin bis Bologna), Kunststudium in Rom bis zu seiner Migration nach Spanien Mitte November 1946.

Ergänzt wird das Buch mit seinem Soldatendrama «Żołnierska komedja» (Soldatenkomödie). Der Titel ist eine ironische Anspielung auf das Drama der auf italienischem Boden kämpfenden polnischen Soldaten. Es ist die emotionale Verarbeitung dieser einschneidenden Erlebnisse – im Gegensatz zur eher nüchtern geschriebenen Autobiographie.

Selbstbildnis, Rom 12.1945, Bleistift auf Papier

Vorwort des Autors Tadeusz Wojnarski

Wie kam es dazu, meine Erlebnisse aus der sowjetischen Lebensperiode zu schreiben? Als ich sie anderen erzählte, hörte ich oft die Aufforderung: "Das alles solltest du in einem Buch festhalten!" Diese Ratschläge nahm ich nicht ernst, denn schliesslich könnte jeder, der diesen schrecklichen Krieg überlebt hat, ein Buch schreiben. Besonders jeder Pole.

Als es mir jedoch gelang, die "Naszą Gazetka" zu gründen, eine polnische Zeitschrift in der Schweiz, beschloss ich, diese Erinnerungen in Episoden zu veröffentlichen. Tatsächlich ist jede Geschichte, auch wenn sie so persönlich ist wie die meinige, ein Stück Geschichte, ein Dokument, das dem Bild von großen Ereignissen Farbe verleiht. Die frühere Idee des Pseudonyms "Jan Pył" (Jan Staub) schien mir richtig zu sein, um diese Geschichten zu signieren. Das ist die beste Selbstdefinition eines winzigen Teilnehmers an diesen unvorhergesehenen und dramatischen Schicksalen in dieser grausamen Episode der Menschheitsgeschichte. Die Menge Staub war unendlich, wie Staub in der normalen Luft, aber jeder von ihnen war ein lebendiger, fühlender, denkender Mensch.

Ich gab diesen Erinnerungen den Titel "Erinnerungen aus der frühen Jugend", weil sie zwischen meinem 17. und 19. Lebensjahr entstanden sind. Den Text hatte ich an die Proportionen unserer Zeitung angepasst. Jede Episode war in sich geschlossen; alle zusammen bildeten sie ein Ganzes. Die Idee, diese Kurzgeschichten als Ganzes herauszugeben kam von meinem Nachfolger der Redaktion, Tadeusz Kilarski. Er nahm sich grosse Mühe, alles auf den Computer zu übertragen und als Jubiläumsausgabe der Gazetka herauszugeben, wofür ich ihm herzlich danken möchte.

Abgesehen von Korrekturen und sporadischen Änderungen am Text entschloss ich mich, das Buch mit eigenen Illustrationen zu beleben. Denn schliesslich bin ich mehr ein Künstler als ein Autor.

Tadeusz Wojnarski, 1998

Vorwort des Sohnes von Tadeusz Wojnarski jun.

Seit 2018 betreue ich den künstlerischen Nachlass meines Vaters. In erster Linie sind das seine Bilder. Aber auch seine Memoiren sind ein sehr wichtiger Bestandteil seines Nachlasses. Darum habe ich mich bemüht, in Polen diese neu als Buch herauszugeben, zusammen mit dem zweiten bisher unveröffentlichten Teil „Erzählungen aus der späteren Jugend“ (erst kurz vor seinem Tod geschrieben). Sie sind im April 2024 im Lubliner Verlag Werset unter dem Titel „Wspomnienia Artysty Andersa“ (Erinnerungen eines Anders-Künstlers – erschienen.¹ Herausgeber ist das General-Władysław-Anders-Institut.

Immer wieder werde ich angefragt, ob es eine Übersetzung in die deutsche Sprache gibt und ob ich diese publizieren könnte. Wie oben beschrieben, wurde der Anfang der Erzählungen (knapp 20%) von Frau Danuta Miz-Miszyn übersetzt und 1984 bis 1985 veröffentlicht. Diese Übersetzung war damals von meinem Vater autorisiert worden. Ich übernehme sie – mit wenigen Ausnahmen – ohne Änderung. Einstweilen erscheinen diese im vorliegenden PDF, welches auf der Internetseite wojnarskiartysta.art heruntergeladen werden kann.

Mein Bruder Anton hat vor vielen Jahren den gesamten ersten Teil „Erzählungen aus der frühen Jugend“ ins Deutsche übersetzt. Das Lektorat ist zurzeit pendent. Nach und nach werde ich dieses PDF ergänzen, auf wojnarskiartysta.art veröffentlichen und ich hoffe, damit bis Ende 2024 fertig zu sein.

Der zweite Teil muss von Grund auf übersetzt werden. Wann und ob überhaupt dieses Projekt realisiert werden kann, ist unbekannt. Noch weiter hinten in der Prioritätenliste ist die Übersetzung der «Soldatenkomödie».

Tadeusz Wojnarski jun. 2024

¹ Władysław Anders war polnischer General, der auch in sowjetischer Gefangenschaft war, und nach dem Angriff Hitlers auf die Sowjetunion und einem Abkommen mit der polnischen Exilregierung über 100'000 Menschen herausholte. Im Nahen Osten formierte er hauptsächlich aus sowjetischer Gefangenschaft befreite Menschen den 2. Polnischen Armeecorps. Diesem hatte sich auch Tadeusz Wojnarski angeschlossen.



Ich erinnere mich, wie ich als kleines Kind
In heimlich sich drängten Sonnenstrahlen
Im Licht der Fensterlädenschlitz
Die winzige tanzenden Staubpartikel bewunderte.

Einige, grösse versuchte ich sogar zu fangen
In winzigen Fingern, aber die helle Sonne,
Plötzlich bedeckt, verdunkelte die kleinen Kuriere,
Und dann sah ich nie wieder fliegende Stäubchen.

Damals war es mir manchmal so, als ob ich dachte,
Dass ich auch ein winziges, leuchtendes Stäubchen war
Und wünschte mir weit weg zu fliegen!...

Doch als ich später meine älteren Jahre erlebte,
In den Strudel des Schicksals meiner Existenz geworfen,
Wurde mir bewusst, dass ich tatsächlich nur ein Stäubchen war.

Jan Pył

(Übersetzt von Tadeusz Wojnarski jun.)

September 1939

In seiner schönsten goldenen Pracht zeigte sich der Herbst in diesem Jahr '39. Und wäre nicht diese Unruhe in der Luft, man hätte meinen können, man sei in den Ferien, die noch um so schöner schienen, da sie ja unvorhergesehen waren. Denn man hatte uns, d.h. meine Mutter, meinen kleineren Bruder und mich, bei einem gastfreundlichen ukrainischen Bauern untergebracht. Der Mutter hatte man sechs Monate im voraus Vaters Gehalt ausbezahlt, wie es dann weitergehen sollte, blieb dem Schicksal überlassen. Wir gehen ja bald wieder nach Hause! Die Front konsolidiert sich, ihr werdet schon sehen, wenn erst einmal die Franzosen und die Engländer angreifen!

Über die wenigen Radioapparate, die es in diesem wolynischen Dorf überhaupt gab, versuchten wir uns ein Bild von der Lage zu machen. Ständig hatte einer "Dienst" am Radio, denn nichts durfte verpasst werden. Das Programm Warschau I versuchte die Moral des Volkes hochzuhalten. Immer schwieriger wurde es aber die Sendungen zu empfangen, bis schliesslich dieser wichtigste Sender aus der Hauptstadt völlig verstummte. Das Programm Warschau II übernahm die Rolle der Volksstimme, doch auch diese Informationsquelle war bald zum Schweigen verurteilt. In der sonnigen Herbstluft lag feindliche Stille. Aus den zerschlagenen Einheiten brachte mancher Soldat eine Nachricht, und wenn diese auch oft gegensätzlich waren, so glaubten wir doch daran, dass sich unsere Armee nie schlagen lassen würde. Angeblich stabilisierte sich die Front jetzt am Bug und die Unsrigen gehen über zum Angriff. Und die Franzosen und Engländer – haben die bereits vom Westen her zugeschlagen...?

Ach, warum haben sie uns bloss aus Warschau evakuiert? Hier in dieses wolynische Dorf? In Warschau hätte ich jetzt nützlich sein können. War ich doch bereits stolzer Besitzer einer Armbinde vom Hilfsdienst bei der Verteidigung gegen Luftangriffe. Mit dieser Armbinde war ich in Warschau bei jedem Sirenengeheul, die Gasmaske über die Schulter geschwungen, auf die Strasse gelaufen und hatte geholfen, die Passanten in den nächsten Luftschutzkeller zu dirigieren. Keine Angst hatte ich vor den immer wiederkehrenden Flugzeugformationen, die sich – mal wie schwarze, düstere Raben, mal wie silberige Adler aussehend – immer wieder am Himmel bildeten. Denn da waren ja auch noch unsere Jagdflugzeuge, die sich durch ihre Beweglichkeit und Regsamkeit – obschon minder an der Zahl – zu verdoppeln und zu verdreifachen schienen und immer wieder sah ich ein feindliches Flugzeug in die Tiefe stürzen. Nah und fern hörte ich Bomben explodieren, aber es war ja auch schliesslich Krieg und noch ein richtiger dazu, keines unserer Kinderspiele! Und all diese Zeit betete meine Mutter vor dem Heiligenbild der Mutter Gottes von Tschestochau, dass mir da draussen auf der Strasse nichts passieren möge, dass die Heilige Mutter Gottes uns alle, das gesamte polnische Volk, in Ihrer mütterlichen Fürsorge retten möge.

Als in der Nacht vom 4. auf den 5. September der Telefonanruf kam, der besagte, dass für alle Familien von Ministeriums-Mitarbeitern ein Zug bereitstehe, der sie in einigen Stunden aus Warschau hinausfahren würde, war für meine Mutter die Entscheidung sofort gefallen: nur raus aus dieser Hölle, die doch erst begonnen hatte! Ich war zwar im Moment die älteste männliche Person im Hause – meinen Vater hatten sie bereits eingezogen – doch es war ein Ding der Unmöglichkeit, meine Mutter umzustimmen, ihr Entschluss stand fest.

Statt der sonstigen acht Stunden fuhren wir ganze vier Tage, bis unser Ziel erreicht war. Kein Wunder, denn deutsche Flieger bombardierten Bahnhöfe und Zuggeleise, unterbrachen dadurch die Verbindungen und zwangen uns oft zu Umkehr und Umwegen. Nachts, während wir mit gelöschten Lichtern mitten in einem verlassenen Feld standen, sahen wir von weitem die lodernde Feuersbrunst. Wir wussten, dass wir Geduld haben mussten -- Gott sei Dank hatte noch kein Angriff unseren Transport getroffen...

Jetzt, hier auf diesem ruhigen wolynischen Dorf, brachten uns diese Erinnerungen keinen Trost. Schleppend verging Tag um Tag, um so betrübter, als uns die Sonne strahlend vom Himmel zulachte. Ach, wäre doch nur Regen gefallen, der unsere Felder und miserablen Wege überschwemmt hätte! Die Deutschen wären mit ihren Panzern stecken geblieben und unsere eigenen Einheiten hätten Zeit gehabt, sich wieder zu sammeln. Na und die Franzosen und Engländer erst, die hätten...

Dabei strahlte die Sonne nur noch mehr, als hätte sich der Himmel gegen uns verschworen. Der Bauer nahm mich manchmal mit an die Seret zum Fischen. Ich hatte ihn gern. Wer weiss, was aus ihm geworden ist – eines Tages verschwand er spurlos mit seinem Wagen und seine Frau beantwortete unsere Fragen nur mit Ausflüchten.

Eines morgens wurde ich durch eine ungewohnte Regsamkeit in unserem Dorf geweckt: die Bolschewiken kommen uns zu Hilfe! Ich sprang aus dem Bett, war im Nu angezogen und lief aus dem Haus. Man sprach von nichts anderem, als von dieser Hilfe, die uns da aus dem Osten kam. Der 17. September sollte der Tag der Rettung für unsere untergehende Nation werden!

Wie der Blitz raste ich zu der einen Kilometer entfernten Hauptstrasse, um zu sehen, ob dies der Wahrheit entsprach. Schon von weitem hörte ich das Rollen der Panzerkolonnen auf dem

Kopfsteinpflaster. Also ist es doch wahr: noch ist Polen nicht verloren! Inmitten der angesammelten Menschenmenge schaute ich den defilierenden Soldaten der Roten Armee zu. Eine kleine Gruppe polnischer Soldaten beobachtete ebenfalls mit grosser Verwunderung, was da geschah. Plötzlich hielt ein Panzer an. Durch die Luke zwängte sich eine schlitzäugige, verschmierte Gestalt, sprang zu Boden, lief auf die polnischen Soldaten zu... und entriss ihnen die Gewehre! Das also sind diejenigen, die uns zu Hilfe kommen wollen und dabei unsere eigenen Soldaten entwaffnen?? Im gleichen Augenblick verstand ich das, was vor einer Sekunde keinem in den Sinn gekommen wäre. Am liebsten hätte ich diesem Dreckskerl meine Faust in sein grinsendes Gesicht geschlagen, aber da war er bereits wieder in seiner Luke verschwunden und die Kolonne setzte ihren Weg fort.

Als mich meine Mutter erblickte, rief sie: "Nun, kommen sie wirklich uns zu helfen"? Ich brachte keine Antwort heraus, meine Kehle war wie zugeschnürt. Ich warf mich auf mein Bett, verbarg darin mein Gesicht und ballte die Fäuste, um nicht in Tränen auszubrechen.

Die Rückkehr

Die Reihe der weissen Gestalten bewegte sich schweigend vorwärts. Knirschender Schnee übertönte das Klopfen der Herzen. Kein Stern am Himmel, auch der Mond zeigte sich nicht – die Nacht war unser Verbündeter.

Nicht über diese Grenze hatte ich gehen wollen, doch auch hier fühlte ich den Vorgeschmack des "grossen Abenteuers"! Während wir in Lwów² auf die Nachricht warteten, ob Flüchtlinge wieder zurück durften, hatte ich Schulkameraden von mir getroffen. Diese waren auf dem Weg über Rumänien nach Frankreich, wo sich polnische Einheiten formierten. Unbedingt wollte ich mich ihnen anschliessen – Gedanken an Kampf und Heldentum kreisten ständig in meinem Kopf. Als ich der Mutter von meinem Vorhaben erzählte, erschrak sie und wollte nichts davon wissen: "Kind, weisst Du denn, was das heisst, so ein Wagnis? Denk' nicht mehr daran!". Die Erwachsenen, die bereits viele Erfahrungen gesammelt haben, sehen in dem Heranwachsenden immer ein Kind. Ist man aber selber Heranwachsender, meint man die Welt aus der Höhe der Erwachsenen zu sehen und man ist sicher, sie besser und richtiger einschätzen zu können. Daher kommt es auch, dass ein Altersunterschied von zwei, drei Jahren unter den Jugendlichen selbst oft eine grössere Kluft bildet, als eine solche zwischen ihnen und der Welt der Erwachsenen. Obwohl ich mich damals durchaus für erwachsen und reif für eigene Entscheidungen fühlte, so war mir doch klar, dass meine einstigen Schulkameraden im Durchschnitt um zwei Jahre älter waren als ich (man hatte mich zu früh in die Schule geschickt) und ich fühlte, dass sie mich, jungen Bengel, nur ungern mitnehmen würden. Somit schwand mein Traum vom Heldentum, so wie er gekommen war.

In Lwów wohnten wir bei der Familie meines Vaters; wir wollten aber unbedingt nach Hause. Ob unser Haus in Warschau immer noch stand? Nach vierwöchiger Bombardierung, Belagerung und verzweifelten Kämpfen, war ein grosser Teil der Stadt zerstört worden. Nachrichten hatten wir keine, aber es war klar, dass wir dorthin zurück mussten. Auch wenn wir nur Ruinen antreffen sollten.

Inzwischen war immer noch keine Rückkehr der Flüchtlinge organisiert worden; die neuen Machthaber beiderseits von Bug und San kümmerte diese Frage wenig. Jeder musste jetzt schauen, wie er seine Probleme jetzt selber lösen konnte. So entschloss sich meine Mutter, mit uns an die Grenze zu fahren und an Ort und Stelle auf einen Passierschein zu warten. Angeblich konnte man bereits bei Przemyśl über die Grenze. So landeten wir also in dem von Flüchtlingen überfüllten Städtchen Przemyśl, nur hatten wir hier keine Familie und mussten die Gastfreundschaft fremder Leute in Anspruch nehmen. Noch konnte meine Mutter bezahlen, denn polnisches Geld war weiterhin gültig. Ausserdem hatte meine Mutter – obwohl wir nur das Minimum bei der Evakuierung mitgenommen hatten – unsere Wertsachen vorsorglich für die "schwarze Stunde" eingesteckt. Einige Zeit würde man also durchhalten können, aber wie lange? Wann werden sich die Grenzen wieder öffnen? Mit der Versorgung sieht es in der Stadt immer schlimmer aus, die Schlangen um ein Stück Brot werden immer länger, Esswaren verschlingen auf dem schwarzen Markt den letzten Groschen in erschreckendem Tempo. Und eine wärmere, wattierte Jacke musste meine Mutter mir auch noch kaufen.

Eines Tages verrieten uns Bekannte vom Ministerium ganz vertraulich, dass sie einen Grenzfürher gefunden hätten. Er sei zwar teuer, aber sicher. Meine Mutter und mein jüngerer Bruder würden nicht mitgehen können, dazu sei der Weg zu beschwerlich, aber mich würden sie mitnehmen. Schweren Herzens ging meine Mutter auf diesen Vorschlag ein.

Und jetzt waren meine Gedanken mindestens genauso schwarz, wie die sternenlose Nacht um uns, als wir – in weisse Laken gehüllt gleich Gespenstern – durch den Schnee stapften. Ich war nicht einmal fähig, an die Heldentaten zu denken, die mir im Untergrundkampf in Warschau bevorstanden.

² Auch Lemberg, heute Lwiw (Ukraine)

Meine Mutter hatte mich gebeten, mich in nichts dergleichen einzulassen. Entschieden und ehrlich hatte ich ihr geantwortet: ich werde sehen, versprechen kann ich es Dir nicht.

Mit klopfendem Herzen marschierten wir durch die Stille der Nacht, ganz dem Grenzfürher ausgeliefert. Plötzlich blieben wir – eine Gruppe Schneemänner – wie versteinert stehen. Eine scharfe Stimme rief: "Halt! Wer da?". Dann fielen einige Schüsse. Hundegebell. Blitzschnell warfen wir uns alle in den Schnee – doch es war bereits zu spät: die Grenzwatchen brauchten uns nur noch aufzusammeln, wie Fische waren wir ins Netz gegangen. Statt der Rückkehr nach Warschau folgte die Rückkehr nach Przemyśl. Und statt von dem verräterischen Grenzfürher geführt zu werden, wurden wir jetzt von einem Kommando bewacht, dass sich voll seiner Pflicht bewusst war. Alles war so schnell gekommen, dass ich gar nicht fähig war, mir über meine Lage Gedanken zu machen. Sie werden mich einige Tage lang behalten, dann werden sie sehen, dass ich nur nach Hause wollte und werden mich herauslassen. Ein zweites Mal gehe ich nicht mehr über die Grenze! Das waren die einzigen Gedanken, die mir sinnvollerweise kommen konnten. Zu mehr Phantasie reichte es nicht.



Die Aufnahme-Zeremonie im Gefängnis dauerte nicht lange. Die Sachlage war klar: in weisse Bettlaken gehüllt, hatte man uns im Schnee auf frischer Tat beim Grenzübergang ertappt. Da gab es nichts zu leugnen. Man nahm uns unsere Papiere, unser Geld, die Uhren... Weiter fand man nichts Verdächtiges. Als ich dann das in schlechtem Russisch verfasste Eingeständnis unterschreiben musste, lachte der protokollführende Bolschewist übers ganze Gesicht und sagte: "Na gut! Bald wirst Du ja das Fell der Eisbären kämmen dürfen!" Und plötzlich verstand ich... Ich spürte bereits die eisige Kälte... Nein, das ist doch nicht möglich! Ich hatte doch nichts Schlimmes angestellt! Ich wollte doch nur nach Hause zurück! Und das auch nur über diese künstliche Grenze, welche die feindlichen Mächte quer durch ganz Polen gezogen hatten.

Im Gefängnis

Man führte uns einen langen, düsteren Gang entlang, über Treppen und Stiegen und wiederum durch ein ganzes Labyrinth von Gängen, wobei sich rechts und links massive, schmiedeiserne, gut verriegelte Türen aneinanderreiheten. Endlich blieb unser Begleiter vor einer dieser Türen stehen und befahl dem Dienstuenden, sie zu öffnen. Der Riegel knirschte, die Tür knarrte und man schob uns hinein: wir standen in einer grossen, stinkenden Zelle, die von einer einzigen Bime fahl erleuchtet wurde. Die Gefangenen lagen teilweise auf dem Boden und schliefen oder sie sassens herum und unterhielten sich halblaut, viele gingen auf und ab.

Wir waren – den Grenzfürher ausgenommen – drei gewesen, jetzt trennte man uns. Ich blieb mit meinem Herrn zusammen, den ich bereits aus Warschau her kannte und seit jeher "Onkel" genannt hatte. Sein Gesundheitszustand war sehr schlecht, jahrelang hatte er an Tuberkulose oder etwas ähnlichem gelitten. Ich erinnere mich noch, dass ich als kleiner Bub sehr gerne mit meiner Mutter seine Familie besuchte. Der "Onkel" war schon lange ans Bett gebunden, konnte sich fast nicht mehr erheben und war seinen Eltern eine grosse Sorge. Wenn wir seine Familie besuchten, lief ich gewöhnlich zu ihm und dann lebte er richtig auf, denn mein Besuch unterbrach die lange Eintönigkeit. Er wusste auch genau, was ich wollte. Ein grosser Block lag auf dem Nachttisch griffbereit, daneben ein Bleistift. Und nach der üblichen Begrüssungszeremonie begann das Zeichnen. Was mein "Onkel" nicht alles konnte! Er war ein richtiger Zauberer! Da entstanden auf den Blättern seines Notizblockes mit nur ein paar Federstrichen lustige Äffchen, gefährliche Löwen, tolpatschige Nilpferde, phantasievolle Vögel. Eine ganze Menagerie wilder und zahmer, echter und erfundener Tiere. Dann zeichnete er Menschen, Kinder, Flugzeuge, Autos – alle meine Wünsche nahmen durch die Hand meines "Onkles" im Nu Gestalt an. Wir hatten uns sehr gerne: ich, der kleine Junge, und er, der erwachsene, kranke, junge Mann. Er schaffte es dann doch noch und wurde gesund. Mein Vater, der im Ministerium arbeitete, verschaffte ihm dort eine Stelle und daher kam es, dass wir auch

gemeinsam evakuiert worden waren. Infolge seines Gesundheitszustandes war er nicht eingezogen worden und so teilten wir seitdem gemeinsam das Schicksal der Deportierten. Auch jetzt trennte man uns nicht von einander und das war unsere einzige Freude. Unsere Mütter waren ebenfalls zusammen geblieben und konnten sich jetzt gegenseitig Mut zusprechen. Als wir in dieser düsteren Zelle gelandet waren, sprachen wir zunächst nicht miteinander – in unserer hoffnungslosen Lage verstanden wir uns auch ohne Worte. Auch sonst waren wir uns sehr nahe gekommen: der "Onkel" durch seinen schwachen körperlichen Zustand und ich durch mein junges Alter.

Von einem der älteren Gefangenen erfuhren wir, dass der blecherne "Kibel" in der Ecke der Gefängniskübel für unsere Notdurft war. Kein Wunder also, dass es dort besonders stank. Von diesem Wort "Kibel" kommt das Zeitwort "kibeln", das im Gefängnis so viel wie "sitzen" – natürlich hinter Gittern – bedeutet. In einem Behälter ähnlicher Grösse befand sich das Trinkwasser. Selber waschen konnte man sich damit nicht, denn die Rationen waren begrenzt. Zum Ausleeren des Kübels und zum Nachfüllen des Wasserbehälters durften drei Gefangene höchstens zweimal am Tag hinaus. Um diese "ehrenvolle" Aufgabe bemühten sich natürlich viele, denn schon allein die Tatsache, dass man für kurze Zeit ausserhalb der Zelle war, war bereits ein Erlebnis. Für Raucher war es auch die einzige Gelegenheit, etwas Rauchbares zu "kombinieren": auf dem Gang konnte man die Zigarettenstummel, die die Wärter weggeworfen hatten, aufklauben.

Betten gab es hier natürlich keine, auch keine Matratzen oder Decken, zum Glück war der Boden aus Holz. Wir vereinbarten, "Onkels" Mantel als Matratze auf den Boden zu legen, da er wärmer war als meine elende Jacke. Diese musste uns als Decke dienen. Wir rückten nahe zusammen, um uns gegenseitig etwas zu wärmen und fielen in den Schlaf der gerechten Gefangenen.

Am nächsten Tag begannen wir uns mit dem Tagesprogramm bekannt zu machen. Wie man aus der Beschreibung der sanitären Anlagen folgern kann, war die morgendliche Toilette ziemlich begrenzt. In Wirklichkeit wartete man vom ersten Augenaufschlag an auf das Frühstück. Es bestand aus kleinen Schwarzbrotstückchen und wurde von einer Schale Flüssigkeit begleitet, der man hier den Namen "Kaffee" gegeben hatte. Darauf folgte das Im-Kreise-Gehen in Zweierreihen. Bei dem hier herrschenden Mangel an Bewegung war dies sogar eine gesunde Abwechslung. Wer nicht mitmarschieren wollte, musste nicht und konnte an der Mauer sitzen und sich langweilen, sich mit anderen unterhalten oder ausserprogrammässig seine Läuse töten. Das Entlausen war sowieso ein ungeschriebenes Gesetz. Lange brauchten wir nicht zu warten, bis wir mit den Läusen unsere Bekanntschaft machten. Wie sich auch herausstellte, bevorzugten diese keinesfalls Schmutzfinken. Wenn sie die Wahl hatten, fiel diese oft auf die Sauberen – anfangs gehörten wir zur perfekten Kategorie ihrer Opfer! Nach dem "reichlichen" Frühstück fragten wir unsere Mitgefangenen, wie denn das Mittagessen aussehe. Der dafür vorgesehene Zeitpunkt wäre sehr unterschiedlich, sagte man uns, je nach dem, wo die Verteilung begann, gewöhnlich aber spät nachmittags, damit man ohne Abendessen auskomme. So sah also eine der wichtigsten Beschäftigungen in unserem Tagesprogramm aus: das Warten auf das Mittagessen.

Endlich war es so weit! Schon seit geraumer Zeit hörte man dementsprechende Geräusche : Lärm und Getrappel im Gang, das Rasseln des Kessels und lautes Schimpfen. Zuerst bekamen wir das Brot – genau so ein Stückchen wie in der Früh. Wer die Geduld dazu hatte, wartete damit bis zur Verteilung der Suppe. Dies bedeutete jedoch eine allzu grosse Willensanstrengung und die meisten begannen sofort ihr kleines Stück Brot zu essen. Vorher hatten sie es aber genau betrachtet und mit den Stückchen der anderen verglichen – dabei entwickelte sich das menschliche Auge zu einem richtigen Vergrösserungsglas. Bis wiederum die Türriegel knirschten und der "Koch" mit seinem Helfer den Suppenkessel in die Zelle schob, hatten fast alle die "Brotzeremonie" bereits hinter sich. Nach langerer Erfahrung konnten wir verschiedene Suppenarten unterscheiden, obwohl sie alle gleich nach Abwaschwasser schmeckten.

War der "Koch" gnädig und reichte mit dem Suppenlöffel bis zum Kesselboden, erwischte ein Glückspilz vielleicht sogar eine Kartoffel, ein bisschen Gemüse oder einen nicht näher zu beschreibenden Brocken. Leider hatte aber der "Koch" so seine Launen und seine bevorzugten Leute. Obwohl das Essen weder besonders nahrhaft war, noch besonders appetitlich aussah, begannen wir mit der Zeit seinen Wert zu schätzen.

Unser grösstes Problem war die Benachrichtigung unserer Mütter, damit sie wenigstens wussten, dass wir noch am Leben waren. Als sich herausstellte, dass einige der Gefangenen von Zeit zu Zeit Päckchen von zu Hause erhielten, erwachte auch in uns die Hoffnung, dass uns ja unsere Mütter alles schicken würden, was sie nur konnten. Erfahrene Gefangene gaben uns den Rat, es auf die folgende Art und Weise zu machen: auf einem kleinen Zettel sollte man den Namen und die Adresse der Mutter aufschreiben, mit seinem eigenen Vornamen unterschreiben und dem "Koch" zustecken, sobald der Wächter nicht hinschaute. Der "Koch" – zwar selbst ein Gefangener – hatte Beziehungen zur Aussenwelt und konnte somit die Angelegenheit erledigen. Wie geheissen, so getan, und wirklich, in ein paar Tagen kam das erste Paket.

Da ich wusste, dass jetzt meine Mutter jeden Tag vor das Tor des Gefängnisses kam, um ein Päckchen abzugeben, drängte ich mich mit den anderen Zellengenossen um diese Zeit an das hohe, vergitterte Fenster und hielt Ausschau... So vergingen viele Tage, bis auf einmal... Wohl dachte es sich meine Mutter auch, dass ich aus einem dieser Fenster nach ihr schaue, also liess sie, als sie sich vorwärts durch die Menschenmenge drängte, ihre Augen von Fenster zu Fenster schweifen. Und da sah ich sie! Und sie sah mich! Für einen Augenblick trafen sich unsere Blicke. Sie sah sehr blass und elend aus und war in dieser Zeit ganz ergraut. O, hätte ich damals gewusst, dass ihr sogar die Zähne ausfielen... Aber damals wusste ich das alles nicht. Ich konnte mir vorstellen, dass von den gebrachten Päckchen höchstens ein kleiner Teil mich erreichte; genauso wie beim "Onkel" und den Päckchen von seiner Mutter.

Ins Unbekannte

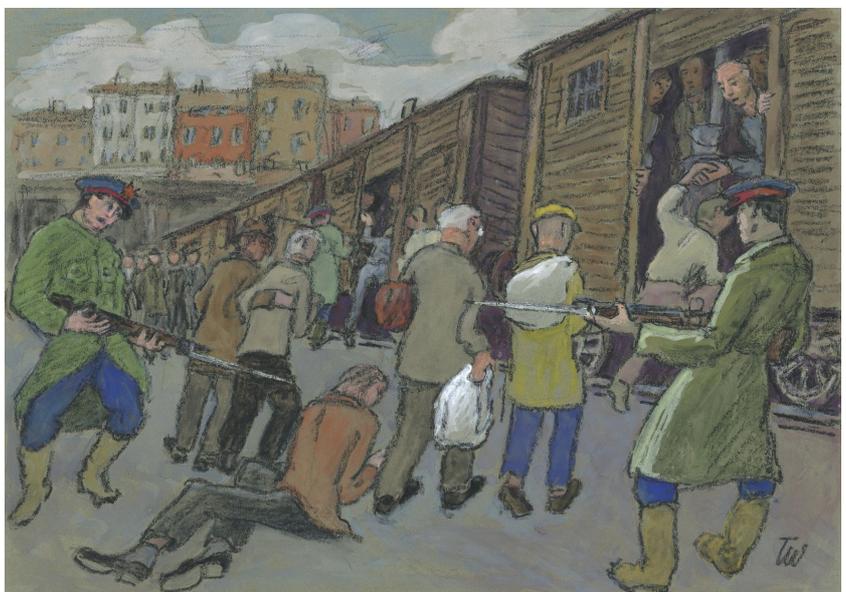
Mein Aufenthalt im Gefängnis von Przemyśl fiel in die Fastenzeit. Wäre ich damals doch nur in der Lage gewesen, diese intensive Hungerszeit in geistige Werte umzuwandeln! Dafür war ich aber zu jung und auf jeden Fall nicht auf Mystik vorbereitet. Wir alle fühlten, dass uns eine solche "Askese" zur gefährlichen Entmaterialisierung führte. Um unser körperliches Gleichgewicht nicht zu verlieren, stützten wir uns nicht selten an einer Wand.

Das steigende Verlangen nach irgendeiner Änderung war allgemein. Von der Freiheit traunte jetzt keiner mehr: Przemyśl war nur eine Durchgangsstation, wo die Anliegen der Gefangenen nicht entschieden wurden und wo – ausser dem Protokoll beim Eintreffen – keiner mehr verhört worden war. Eines Tages wurde es laut und unruhig im Gefängnis und bald machte sich Hoffnung auf ein baldiges Ende der jetzigen Lage breit. Sicherlich bereiten sie einen Transport nach Lwów (Lemberg) vor, wo unser Fall geprüft wird und wir dann entweder entlassen oder verurteilt wurden – vermuteten wir. Auf jeden Fall wird unser kümmerliches Dasein und die Lausezucht wohl endlich ein Ende haben!

Und so kam es dann auch: als unsere Zelle an der Reihe war, wurden die Riegel zurückgezogen und herein trat eine Gruppe gutgemästeter Soldaten. Ihr Kommandant hielt eine Liste in der Hand, von der er einige Namen ablas. Ich war auf der Liste, aber der Name meines "Onkels" fiel nicht. Wir wurden unruhig, sollten sie uns doch noch trennen...? Aber zum Nachdenken war keine Zeit. "Sobierajsia z wieschtschami"(Los, versammelt Euch mit euren Sachen!), schrie uns der Kommandant an. Ich verabschiedete mich also schnell von meinem "Onkel" und klaubte meine Habseligkeiten zusammen, d.h. eigentlich nur meine wattierte Jacke, denn den Rest trug ich auf mir. Die laute Stimme des Kommandanten gab den Befehl zum Hinausgehen. Voller Unsicherheit, aber auch in der Hoffnung, meinen "Onkel" wiederzusehen, trat ich mit den anderen in den Gang hinaus. Meine Hoffnung war jedoch trügerisch: das letzte Band zwischen meiner Kindheit und der ungewissen Zukunft war gerissen.

Man führte uns in eine andere Zelle, wo eine gründliche Körperrevision durchgeführt wurde. Alles, was verdächtig schien, nahm man uns ab: Metallschnallen, Knöpfe, Zettel, Bleistifte sowie natarlich ganz besonders "gefährliche Waffen" wie Taschenmesser, die bisher doch noch unentdeckt geblieben waren. Daraufhin marschierte die ganze Gruppe auf den Gefängnishof – seit anderthalb Monaten endlich wieder an der frischen Luft! Hier wartete bereits eine Reihe Lastwagen auf uns. Das Aufladen ging sehr rationell: zu viert sprang man auf die Ladefläche, setzte sich mit dem Rücken zur Fahrt, die Knie angezogen und auseinandergestellt. In diese "Nester" kamen die nächsten vier usw. bis der Wagen randvoll war und man die Klappe schliessen konnte. In jeder Ecke des Wagens sass ein Wächter mit Gewehr und aufgesetztem Bajonett. Inzwischen waren weitere Gefangene auf den Hof geführt worden, aber meinen "Onkel" konnte ich unter ihnen nicht erblicken...

Der so gut vorbereitete Transport verliess den Gefängnishof. Die erste Etappe der Reise war nicht lange, man fuhr uns zum Bahnhof. Hier wartete bereits ein Zug. Er bestand aus geschlossenen Güterwagen, die mit doppelstöckigen Pritschen und einem einfachen Heizofen – sein Abzugsrohr ging nach aussen – ausgestattet waren. Man entlud uns auf dem Platz hinter dem



Bahnhof und stellte uns in Reih' und Glied auf. Auf beiden Seiten standen alle paar Meter Wächter mit Gewehr und Bajonett. Der Kommandant trat vor uns und erklärte mit vernehmlicher Stimme: "Szag w lewo, szag w prawo szczytajetsja pobiegom. Konwoj prinimajet uruzja bez preduprezdienia. Szagaj szagom w pierod!" (Ein Schritt nach links, ein Schritt nach rechts wird als Fluchtversuch angesehen, die Wächter schießen ohne vorherige Warnung. Vorwärts marsch!). Wer verstand, was er sagte, erklärte es den anderen. Man verteilte uns auf die Waggons, an die dreissig pro Wagen. Wer zu schwach war, um auf den Wagen hinaufzuklettern, dem halfen sie mit dem Ruf nach: "Dawaj, paskariej!" (schnell, schnell), bei Bedarf aber auch mit den Kolben ihrer Gewehre. Als die ganze Gruppe eingeladen worden war, wurden die Türen zugeschoben und verriegelt. Alle waren wir hungrig und froren. Ein Stapel Holz lag da und so war es wenigstens bald angenehm warm. Wir hatten Durst – der Trinkeimer war zwar vorhanden, aber leer. Das Aufladen des ganzen Transportes dauerte noch lange, bis zur Dämmerung fuhren die Lastwagen zwischen Bahnhof und Gefängnis hin und her. Die neu entstandene Lage belebte unsere Gedanken und wir spekulierten, was nun mit uns geschehen würde. Wahrscheinlich bringen sie uns nach Lwów, meinte die Mehrzahl. "Wenn sie uns aber weiter transportieren..." – fragten die Pessimisten. "Wenn sie uns in Lwów nicht ausladen, dann bringen sie uns nach Russland" – war die logische Schlussfolgerung. Es stellte sich ebenfalls die Frage, wie wir unsere Familien informieren konnten, dass wir deportiert wurden. Trotz der so genau durchgeführten Körperrevision fanden sich doch noch einige Papierstückchen sowie einige durchgeschmuggelte Bleistiftstummel. Auf diese Zettel wollten wir ein paar Worte und die dazugehörige Adresse schreiben, beschlossen sie jedoch erst aus dem fahrenden Zug hinauszuerwerfen, damit sie nicht beschlagnahmt werden konnten. Dann wäre unsere ganze Mühe umsonst gewesen.

Gegen Abend durfte einer von uns mit dem Eimer hinaus-gehen, um Wasser zu holen. Et-was später verteilte man das Brot, einen Laib pro Kopf und...ein Stück Wurst! "Wurst, Wurst, mei-ne Herren!" Welche Freude herrschte über dieses – ansonsten miserable – Stückchen Wurst! Es half uns ein wenig über unsere Gedanken und die plagende Ungewissheit hinweg. "Und wohin fahren wir?" versuchten wir zu erfragen, als die Tür aufgeschoben wurde, um uns

das Essen zu verteilen. "Uwiditje" (Ihr werdet schon sehen), lautete die lakonische Antwort und wir waren so klug wie zuvor. Die ganze Nacht noch standen wir auf dem Nebengeleise. Erst am nächsten Morgen setzte sich der Transport in Bewegung und wir fuhren ins Ungewisse. Unsere Zettel flatterten durch das kleine, vergitterte Waggonfenster; auch meiner war dabei: sie deportieren uns in unbekannter Richtung, meine Unterschrift, der Name und die Adresse meiner Mutter, das Datum...

Im Kurort

An Lwów fuhren wir jedenfalls vorbei. Der Zug hielt kurze Zeit an, aber wir wurden nicht ausgeladen. Zwar erhielten wir Wasser, aber Holz gab es keines mehr. Und der Winter war, obwohl der März bereits zu Ende ging, in diesem Jahr besonders streng. Es war also nicht verwunderlich, dass – nachdem der Holzvorrat verbrannt war – die Pritschen an die Reihe kamen. Einige der stärkeren Jungen machten sich mit besonderem Genuss an das Zerschlagen der hölzernen Liegestätten. Ich versuchte einzuwenden, dass wir am Ende nichts mehr hätten, worauf wir liegen könnten, aber sie lachten mich nur aus. Dabei wurde es so laut, dass die Wachen beim nächsten Anhalten des Zuges das ganze Abteil durchsuchte, da sie Vorbereitungen zu einem Fluchtversuch vermuteten.

Andere wiederum nahmen sich vor, in der Karwoche zu fasten. Sie assen nur das Brot und hoben die Wurst für Ostern auf. Diese Willenskraft brachte ich nicht auf und verschlang meine ganze Wurst, trotz Karwoche, bereits lange vor dem Ende unserer Reise.

Wir fuhren an vielen Stationen vorbei und kamen zum Schluss, dass wir richtung Odessa unterwegs waren. Die Kälte setzte uns sehr zu und wir mussten, sparsamer als zu Anfang, weitere Holzbalken der Pritschen opfern. Wir legten uns jetzt abwechselnd hin, am liebsten hielt man sich aber in der Nähe des Ofens auf. Wir trösteten uns mit dem Gedanken, dass, sollten sie uns wirklich nach Odessa bringen, es dort wärmer wäre.

Und wirklich: am vierten Tag unserer Reise fuhr der Zug in Odessa ein. Während die Ukraine noch unter einer dicken Schneedecke lag, war hier davon schon fast nichts mehr zu sehen. Man spürte bereits den Frühling in der Luft. Welch ein Kontrast in so kurzer Zeit!

Auf dem Güterbahnhof entlud man einen Wagen nach dem anderen, man stellte uns in Reih' und Glied auf und wir hörten den uns bereits bekannten Spruch: "szag w lewo, szag w prawo..." ("ein Schritt nach links, ein Schritt nach rechts..."). Wieder Lastwagen, die rationelle Art, uns zu verfrachten, um jeden Fluchtversuch zu verunmöglichen. Wieder Wachen mit Gewehren und aufgesetzten Bajonetten. Wir fuhren durch ein trostloses, graues Viertel, einstöckige Häuser reihten sich monoton auf beiden Seiten der Strasse. Waren das Arbeiterwohnungen? Sie glichen eher Leichenhallen. Keine Menschenseele war zu sehen.

Odessa ist angeblich eine sehr schöne Stadt, leider haben wir davon nichts zu sehen bekommen. Durch graue und menschenleere Strassen gelangten wir zum Gefängnis, wo man uns auslud und auf dem Gefängnishof stehen liess. Es war ein riesengrosses Gebäude in der Form eines Kreuzes, vierstöckig, mit einem weitläufigen Mitteltrakt. Einige behaupteten, es sei einmal ein Kloster gewesen. Jeder der vier Trakte war ein Gebäude für sich. An den Fenstern befanden sich "Körbe", d.h. Holzverkleidungen, die den Blick in die Welt hinaus versperrten und nur zum Himmel hin offen liessen. Im Mitteltrakt waren die Fenster ziemlich grösser und nicht mit "Körben", sondern nur mit Gittern versehen. An diesen hingen irgendwelche unmenschliche Gestalten und schrien furchtbar:

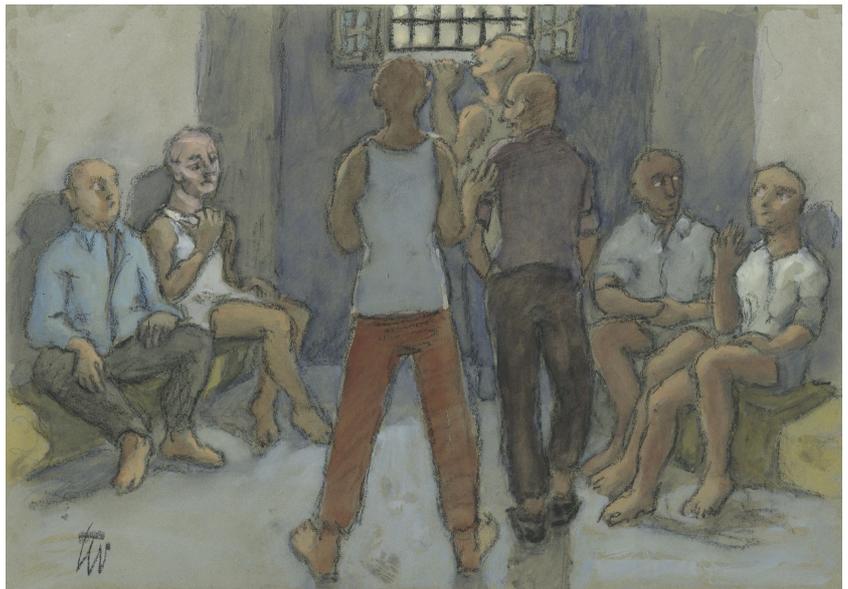
"He, ihr Polen!". "Was schreien die denn so?", fragten wir uns. Einer, der es verstanden hatte, übersetzte uns: "He, ihr Polen, wenn ihr jemals nach Hause kommt, dann erzählt, dass man in der Sowjetunion Kinder in Gefängnissen festhält." Woher konnten diese gefangenen Kinder wissen, dass wir Polen waren? Wird das Gefängnis hier als Erziehungsanstalt benutzt? Unser Mitleid über die gefangenen Kinder und andere Überlegungen wurden von einem plötzlichen, scharfen Befehl unterbrochen: "Dawaj w piedod!" (Vor-wärts!). Wir marschierten in eine geräumige Zelle. Wieder wurde eine genaue Körperrevision durchgeführt und wir mussten uns ganz ausziehen. Dann führte man uns in die "banja", d.h. ins Bad. Die Köpfe und die Bärte (wer einen hatte, ich noch nicht) wurden rasiert. Danach eine heisse Dusche, während der unsere Kleidung im "woszobojka" (Entläsungsanlage) desinfiziert wurde. Jeder von uns bekam ein Stück grauer Seife. "Meine Herren, welch ein Luxus! Seife, heisses Wasser!" Als man uns in unsere Zelle im Block 5, der ausserhalb des Haupttraktes lag, führte und wir sahen, dass der Wand entlang auf dem Betonboden Strohsäcke lagen, als man uns ein Stück Weissbrot (es war fets dreimal so gross wie in Przemyśl!) gab sowie eine Handvoll kleiner, salziger Fische, sogenannte "tiulki", und eine Kartoffel in der Schale und wir das behagliche Gefühl hatten, von den Läusen in Ruhe gelassen zu werden – da waren wir uns alle einig: "Meine Herren, dies hier ist ein Kurort!" Und so war es auch wirklich: wenn man mit den früheren Zuständen und noch viel mehr mit denen, die noch auf uns zukamen, verglich, waren die Tage in Odessa wie ein Kuraufenthalt. Durch eine sonderbare Fügung des Schicksals war ich in einem der besten Gefängnisse der Sowjetunion gelandet! jedenfalls war es von denen, die ich noch zu sehen bekommen sollte, sicherlich das beste. Und morgen Ostern! Halleluja!

Prosa

Oh mein Vaterland. Du bist wie die Gesundheit, wie sehr man Dich schätzen sollte, weiss nur derjenige, der Dich verloren hat! (*Anfangsworte zum grossen Werk "Pan Tadeusz" von Adam Mickiewicz*).

Ich verlor gleichzeitig mit dem Vaterland auch die Freiheit. Sie ist ein integraler Bestandteil der Gesundheit. Ein jedes Volk und jede Einzelperson haben Anspruch darauf. Sitzt man im Käfig, so können einem auch die besten Leckerbissen die Freiheit nicht ersetzen.

So war nun die Begeisterung über die guten Verhältnisse in unserem "Kurort" einem nur schwer zu beschreibenden Gefühl der Sehnsucht gewichen. Wir schauten durch die Holzritzen, die wir selbst an unseren "Körben" erweitert hatten, auf das Gefängnistor und fragten uns: "Wann wird es sich für uns öffnen?" Die Ritzen zwischen den Holzbalken vor unseren Fenstern zu erweitern war eine gefährliche Sache, doch musste dies nur einmal ausgeführt werden, ganz im Gegenteil zum "Telefonieren" mit den Nachbarzellen, der viel gefährlicher war. Nachdem man einen Stab auf die Länge der Entfernung zwischen den Holzbrettern und den Gittern des "Korbes" abgebrochen hatte, war die Sache gelaufen.



"Telefonieren" gehörte zu unserem täglichen Brot.

Aber gehen wir erst einmal noch zurück in Block 5, wo wir nur kurz blieben, bevor man uns in Block 4 verschob. Block 5 hatte jedoch seine Wichtigkeit, denn hier machten wir Bekanntschaft mit den grundlegenden Bräuchen, die in Odessa üblich waren.

So sahen wir immer deutlicher die guten Seiten unserer neuen "Residenz": Nach den Hungersrationen, die wir in Przemyśl bekommen hatten, erhielten wir hier bereits in der Früh unsere Tagesration von 600 gr Brot - man konnte es sogar wiegen lassen, wenn man an seinem Gewicht zweifelte! -; die Portion Zucker (echter Zucker – kein Saccharin, das man irgendwelchen Schmugglern abgenommen hatte) hatte seine 20 gr in Natur, nicht im Tee; die Suppe, obwohl sie ohne Fett und ohne Fleisch war, war dickflüssig und es gab einen ganzen Liter davon, von der darauffolgenden Grütze wurde ein halber Liter ausgeteilt; ausserdem gab es zum Abendessen nochmals einen Liter Suppe oder einen halben Liter Grütze; zu alledem konnten wir zwei Mal pro Woche an der frischen Luft spazieren gehen und alle zehn Tage baden samt Entlausung, obwohl es gar keine Läuse mehr gab. All diese Lichtpunkte halfen uns die ersten, schlimmsten Wochen zu ertragen, sowohl hier in Block 5 wie auch in Block 4. Der Unterschied dieser beiden Blocks lag woanders: während auf Block 5 die Zellen gross waren (80-100 m²) mit ca. 50 Gefangenen darin, so gab es auf Block 4 "Einzelzellen", die 2 x 3.5 m gross waren. Dahinein kamen wir, und zwar zehn Mann pro Zelle. Wer sich auf Flächenmessung versteht, sollte mal überlegen, wie man sich hier hinlegen soll – zehn Mann hoch – um einigermaßen ausgestreckt liegen zu können? Diese Überlegung mussten auch wir anstellen, und – wie nicht anders zu erwarten – kam uns dabei die Erinnerung an eine Sardinenbüchse zustatten. Und indem sich abwechselnd der eine mit dem Kopf, der andere mit den Füßen nebeneinander legte, hatten wir alle Platz. Somit hatten fünf von uns den Kopf an der einen, weitere fünf an der anderen Wand. Was für eine ein-fache Lösung, aber doch genial, oder? Wem etwas nicht passte, z.B. der Geruch von Nachbars Füßen, wer noch einen Rest aristokratischer Angewohnheiten in sich hatte, dem riet man, sich auf den "Kibel" zu setzen.

Denn den "Kibel" hatten wir in der Zelle auch noch. Verständlich. Er stand neben der Türe in einer Mauernische. Nach dem russischen wurde er "parascha" genannt und hatte die Grösse eines Eimers mit Deckel. Somit war er nur für kleine Bedürfnisse vorgesehen, mit grösseren musste man warten, bis man aufs Klosett – auf russisch "ubornaja" oder "uborka" genannt – gehen konnte, was zweimal täglich – morgens und abends – geschah. Dabei konnte man sich manchmal mit etwas Seife-Ähnlichem waschen oder sich mit "Rohmaterial" versorgen (z.B. ein Stück Draht, ein Stück Holz etc., was man zufällig fand). Ausserdem war es auch der Ort, an dem man Informationen austauschte: an den Wänden waren die wichtigsten Nachrichten im Telegrammstil hingekritzelt.

Trotz allem aber war hier der Ort der Verrichtung des Notdurftes. Und das geht, einfach so, auf Befehl, nicht. Auch bei der grössten Anstrengung. Nach vier oder fünf Minuten signalisierte der Wächter durch Klopfen, dass die Zeit zu Ende gehe und die Reinigung noch bevorstehe. Und waschen wollte man sich auch... Eine Weile danach öffnete sich die Türe und man musste, wenn auch in einer höchst kritischen Lage, aufstehen und hinausgehen.

Der menschliche Organismus hat grosse Anpassungsfähigkeiten und müsste sich einer solchen Situation anzupassen wissen. Das ist aber reine Theorie, die nur unter bestimmten Umständen, nämlich einer Regelmässigkeit, sich bestätigen könnte. Die Tatsache aber, dass es auf einem Stockwerk über dreissig Zellen und nur eine Toilette gab, ermöglichte zwar einem tüchtigen Rechner, eine präzise Zeit aufzustellen, die für solch prosaische Zwecke gewidmet war. Der Kern der Sache blieb aber immer Theorie. Hier spielte noch ein anderer Faktor eine Rolle, nämlich die Tatsache, von welcher Seite der Wächter anfing, die Gefangenen zur Uborka zu führen. War deine Zelle einigermaßen zentral gelegen, dann hattest du Glück. Die Regelmässigkeit war auch einigermaßen gewährleistet. Lag aber deine Zelle am Anfang oder Ende des Korridors, dann wehe dir, du Pechvogel. Der tüchtigste Rechner konnte dir nicht viel helfen. Es war nämlich nicht gleichgültig, ob man um fünf oder acht Uhr an die Reihe kam. Die Natur lässt sich durch Befehle nicht zwingen. So ist dir oft passiert, dass du, Bewohner einer extrem gelegenen Zelle, mit den besten Vorsätzen hin und mit den gleichen Vorsätzen zurückgegangen bist. Und den ganzen Tag, pro publico bono, diese besten Vorsätze halten musstest. Und wer konnte dir garantieren, dass nach dem ganztägigen Kampf gegen die Natur, du am Abend, mit deinen Problemen fertig werden würdest? Prosa, meine Herren, Prosa! Oh du, die Freiheit, wie man dich schätzen soll, nur derjenige erfahren kann, der dich verloren hat...

Poesie

Allem, auch der vulgärsten Prosa, kann man eine poetische Form geben. Satt wie wir waren – oder vielmehr aufgedunsen durch die Grütze – neigten wir nicht allzusehr zur Poesie. Die Sehnsucht nach der verlorenen Heimat und der verlorenen Freiheit liess uns jedoch oft in eine sentimentale Stimmung verfallen, wo z.B. solche Lieder entstanden:

*Um uns die Wälder und weite Wildnis,
Um uns die Mauern, Gewitter toben.
Polnisch Sibirien ist hier entstanden,
Wo wir Verbannte teilen das Los.*

*Aufs Wohl, Häftlinge, aus Polen verschleppt,
Lass uns die Trauer aus Scherben trinken,
Trotz unsrer Sehnsucht niemand wird wissen,
Ob es uns gut ging oder schlecht.*

Und obwohl es keine Gläser gab, noch viel weniger den entsprechenden Inhalt, waren wir zu Herzen gerührt, das Lied veränderte sich zur Internationalen und endete mit den Worten:

"Du Tyrann wirst untergehen, das polnische Volk wird auferstehen."

Natürlich im Hinblick auf den Wohltäter der Menschheit, Stalin. Dabei erinnerte sich einer von uns an die Wahrsagungen eines Wernyhora und anderer ähnlicher Sybillen und in unserer Begeisterung glaubten wir an eine Rettung weiss Gott woher. Es war ganz natürlich, dass wir in einer solchen Stimmung auf

Nachrichten aus dem "Jenseits", d.h. von der Aussenwelt hinter den dicken Gefängnismauern warteten. Jede Nachricht, sei es nun aus einer Zeitung, auf die jemand beim Verhör ein Auge werfen konnte, sei es etwas, was man im Gefängnisspital gehört hatte, egal woher die Nachricht kam, sie wurde "telefonisch", nicht ohne Gefahr, von Zelle zu Zelle weitergegeben. Hörte man ein schwaches Klopfen an der Wand, lief jeder der konnte, ans Fenster und lauschte der unsichtbaren Stimme von oben, von unten, von rechts oder links.

Dann stellte man Fragen an diese unsichtbare Stimme und gab die erhaltenen Informationen loyal weiter, indem man durch das vergitterte Fenster nicht laut, aber sehr deutlich, sprach. So erfuhren wir manch' Wahres und Unwahres, von Kämpfen an der Westfront und im Balkan, aber wir waren uns der fatalen Lage der Alliierten nicht immer bewusst. Wie ein Strauss hatten wir den Kopf im Sand vergraben und nahmen nur ungern Informationen auf, die uns unsere Hoffnung zu rauben drohten.

Ich sage es bereits, das „Telefonieren“ war nicht ungefährlich: man riskierte 5 Tage Kerker, d.h. 5 Tage in einer dunklen, kalten Isolationszelle fast ohne Essen.

Wenn das "Telefonieren" begann, stellte sich immer einer von uns vor den "Judas", das kleine Guckloch, durch das der Wächter immer unbemerkt in die Zelle schauen konnte. Die Wächter wurden von aussen informiert, oder aber sie hatten selbst einen Verdacht, dass sich "etwas tue". Ausserdem gehörte es zu ihren Pflichten, durch den "Judas" in die Zellen zu schauen und die Gefangenen zu beobachten. Jeder verdächtigen Tätigkeit folgte ein schnelles Entriegeln und Oeffnen der Tür und die sofortige Mitnahme des Delinquenten.

Den Missetäter warf man nicht unbedingt sofort in den Kerker. Meistens wurde er erst nur aufgeschrieben und kam in die Zelle zurück. Erst zwei oder drei Tage später hiess es dann "sobierajsia z wieszczami i wychadi" ("Pack Deine Sachen und raus") und alle wussten Bescheid, was das bedeutete. Da half auch kein Widerstand und kein Maulen, das verschlimmerte nur noch die Situation und man nahm dem Delinquenten einen Grossteil seiner Kleidung ab.

Obwohl das Klima in Odessa ziemlich mild war, war es wahrlich kein Vergnügen, 5 Tage und 5 Nächte lang einsam, halbausgezogen in einer unterirdischen, kalten, feuchten Zelle auf einer Pritsche ohne Matratze zu verbringen, dazu nur ein Stück Brot und ein Becher kalten Wassers. Während der "Odessa-Episode" hatte ich zweimal das Vergnügen. Ich hatte aber noch Glück, denn man nahm mir die Kleidung nicht weg, nicht einmal meine unschätzbare Jacke, die mir noch meine Mutter so billig in der Zeit der Evakuation gekauft hatte.

Kam man aus dem Kerker zurück, sah man meistens im Gesicht grün aus. Die Farbvariationen im Gesicht waren jedoch grenzenlos. Einer unserer Zellengenossen, ein junger Jude mit einem grossen Mundwerk, der eher aus Sympathie zum Kommunismus versucht hatte, den San nach Osten zu überqueren, kehrte, nachdem er wegen seiner „Schnauze“ fünf Tage im Kerker in Unterwäsche abgesehen hatte, in einem weiteren Farbton der Farbskala zurück: blau-violett. Man könnte über ihn poetisch sagen, wie in einem Gedicht: "entstellt und abgemagert, aber edler ist er nicht geworden". Als er in die Zelle zurückkam, zischte er die poetischen Worte: "K... war ihre Mutter"³

Die Schule des Lebens

Wenn ich so zurückdenke, wie lange die verschiedenen Abschnitte des Gefängnislebens waren, finde ich kein entsprechendes Zeitmass. Es schien einfach alles kein Ende nehmen zu wollen. Jeder Tag zog sich unerträglich dahin. Und doch vergingen sie, obwohl der eine dem anderen glich, sie bildeten schliesslich Wochen, Monate... Jede etwas grössere Bewegung auf dem Korridor erweckte in uns Vermutungen, dass irgendwelche Aenderungen in Gange seien, die Verlegung von einer Zelle in eine andere, vielleicht ein Weitertransport in die Arbeitslager. Wenn sie uns doch nur endlich in ein Arbeitslager schicken würden! Die Enge, der Mangel an Bewegung und Luft, die Untätigkeit und

3 K... steht für Polnisch „Kurwa“, auf Deutsch: H... wie Hure

Langeweile erweckte in uns die Sehnsucht nicht einmal mehr nach Freiheit, sondern nach mehr Lebensraum, nach Arbeit, nach physischer Betätigung.

Schliesslich und endlich blieb es jedoch dabei, dass sie uns von einer Zelle in eine andere verlegten. Das war immerhin auch eine Abwechslung. Man lernte neue Gesichter kennen und, obwohl alle grau und erloschen waren, hatte jeder dieser Menschen ein anderes Schicksal hinter sich, jeder einen anderen Charakter. Alle diese Änderungen verlangten eine besondere Wachsamkeit: wer sind die neuen Kameraden? Alle musste man akzeptieren, jedem in der gemeinsamen Gefangenschaft die gleichen Rechte zugestehen, jedem seine Eigenheiten, seine Persönlichkeit lassen und gleichzeitig musste man sich an jeden einzelnen und an alle zusammen anpassen. Wie viele Konflikte entstanden aus diesen engen Lebensbedingungen! Wenn es einerseits ein Muss war, sich den anderen anzupassen und Rück-sicht auf jeden einzelnen und alle zusammen zu nehmen, so war es ebenfalls ein Muss, und kein kleineres, seine eigenen Rechte zu wahren. Das Gefühl der Gerechtigkeit und Gleichheit, ohne Rücksicht auf Herkunft, Alter oder Ausbildung, drängte sich von selbst auf, es war ein ungeschriebenes, aber von allen anerkanntes Gesetz. Und wer sich diesen Regeln des Kollektivlebens nicht fügen mochte oder konnte, war zur Isolation verurteilt.

Was ist der eigentliche Lebenssinn eines Menschen, wenn nicht die Suche nach einem eigenen Platz unter den Menschen, während er den anderen das gleiche Recht zugesteht? Nur ist das Leben unter normalen Umständen nicht so kondensiert. Die spezifischen (abnormalen) Bedingungen, in die wir hineingeraten waren, zwangen uns zu einer schnelleren und genaueren Erkenntnis dieses allgemeinen Rechtes, das die Grundlage eines jeden gemeinschaftlichen Zusammenlebens bildet. Ich kann mich daran erinnern, dass wir uns einmal mit einem Zellengenossen die Zeit durch das Erlernen von Sprachen verkürzen wollten.

Ich konnte etwas französisch vom Gymnasium her, er sprach einigermassen deutsch. Wir beschlossen also uns gegenseitig weiterzubilden. Auf Papierfetzen, ausgerollter Zigarettenfiltern schrieben wir mit einem irgendwie organisierten Bleistift Konjugationen, Deklinationen, Wörter, die dann jeder für sich lernte und seinem Partner vortrug, der sie korrigierte.

Dies wäre nicht schlecht gewesen, wenn dadurch nicht Schwierigkeiten im Zusammenleben in der Zelle selbst entstanden wären. Wenn wir unseren täglichen "Unterricht" begannen, stand einer unserer Zellengenossen auf und ging nervös auf und ab. Unsere französisch-deutsche Konversation brachte ihn zur Weissglut. Wir nahmen dies nicht ernst, aber als es einmal aus ihm herausbrach: "Meine Herren, hört auf, sonst werde ich noch verrückt", machten wir Schluss. Wir muss-ten auf diese nutzbringende und – man würde meinen – recht harmlose Tätigkeit, sich gegenseitig in Sprachen auszubilden, verzichten. Die Rücksichtnahme auf den Schicksalsgefährten gewann die Oberhand.

Das war die Schule des Lebens. Eine intensive Schule des Lebens!

Urteile

"Bei uns gibt es keine Gefängnisse" - wiederholten immer wieder unsere Wärter und waren davon auch überzeugt. Das ist die sowjetische Mentalität. Was bedeutete das schon, dass wir hinter Gittern sasssen und bewacht wurden? "Ist das hier ein Kurort?" - fragten wir. "Das ist nur ein Durchgangsort, bis man eure Fälle geprüft hat. Nach dem Urteil kommt ihr alle ins Arbeitslager". Natürlich sind die "Besserungsanstalten" und die Orte, wo man eine grosse Zahl von Verbrechern sowie eine noch grössere Zahl von Unschuldigen einschloss, nicht in diesem Sinne Gefängnisse.

Es gab in der UdSSR (zur Zeit Stalins war es so, nachher weiss ich nicht) einen ungeheuren Bedarf an unbezahlter Arbeitskraft. Das auf Knechtschaft basierende System braucht einen Riesenapparat zur Rekrutierung seiner Sklaven. Und es funktioniert sehr gut, wenn es sich eben um die Rekrutierung handelt, dafür aber sehr schleppend, wenn es darum geht, die gewonnenen Arbeiter einzusetzen. Daher zieht sich die Zeit der Untersuchungen so in die Länge. Ausserdem ist die Rationalität eines solchen Systems sehr zweifelhaft, denn der Unterhalt von Millionen von Menschen über eine längere Zeitspanne hinweg ist kostspielig... ganz zu schweigen von dem Apparat, der diese Leute zu bewachen hat. Doch so ist nun mal das System und Dank der ihr eingetrichterten Geduld des russischen Volkes kann diese Ordnung noch lange Jahre überdauern. Ausserdem ist jedes Zeichen von Ungeduld schnell aufgespürt – Denunzianten gibt es fast so viele wie Bürger, es lohnt sich also nicht unzufrieden zu sein, denn das ist Konter-Revolution und dafür hat das sowjetische Recht höhere Strafen vorgesehen, als für gewöhnliche Verbrechen.

Wir fühlten uns in unserem Innersten natürlich nicht als Konter-Revolutionäre. Waren wir denn daran schuld, dass sie halb Polen besetzt und dem Land ihre Rechte aufgezwungen hatten? Aber auf diese Weise erhöhte sich die Möglichkeit der Rekrutierung von "Sklaven" erheblich, hunderttausende von Polen wurden inhaftiert, nicht zu sprechen von denen, die in die "freiwillige Verbannung" geschickt wurden. Ehemalige Beamte, Polizisten, Angestellte von Privatfirmen, Landbesitzer und reichere Bauern, alle, die auf irgendeine Art und Weise dem "faschistischen Land" und der Bourgeoisie

dienten, nicht ohne die Bourgeoisie selbst zu vergessen, fielen sofort unter den Paragraphen 56 – den Paragraphen, der in der Ukraine für Konter-Revolution stand (in der Russischen Sozialistischen Republik hatte er die Nummer 58, in Weissrussland die Nummer 72 – die Unabhängigkeit der Gesetze der unabhängigen Republiken musste gewahrt werden).

In Odessa gab es wohl die meisten "Grenzgänger", die in die Sowjetunion kommen oder noch viel mehr solche, die aus dem "Paradies" heraus wollten, um nach Hause oder in die polnische Armee, die im Westen organisiert wurde, zu gelangen. Dieses Verbrechen fiel unter den Paragraphen 80, Artikel 3 bzw. 16. Wer auf frischer Tat beim Grenzübergang (was heisst da schon Grenze – eine Demarkationslinie war es, die von der Okkupationsmacht durch das ausgeplünderte Polen gezogen worden war!) ertappt wurde, musste mit dem Paragraphen 80/16 rechnen. Was bedeutete das in Wirklichkeit? Welche Strafe sah die sowjetische Gerechtigkeit vor?

Eines Tages wurde es unruhig im Gefängnis: die ersten, die verurteilt worden waren, schrieben ihre Urteile an die Latrinenwand – 3 Jahre, 5 Jahre... Die Höhe der Strafen bestürzte uns. Bald zierten weitere Urteile die Klowände: 8 Jahre, 10, 15... Meistens mit Angabe des Verbannungsortes: Archangelsk, Workuta, Petschora, Kolyma... wer könnte sich all die Namen merken. Vor uns zeichnete sich langsam das Bild des Lagersystems ab. Wie der Himmel von Sternen, so ist ganz Russland übersät von diesen "Besserungsanstalten". Man sieht, dass die Regierung viel Sorge um die Erziehung seiner Bürger aufwendet. Und nicht nur seiner eigenen Bürger, sondern auch all derer, die in den Einflussbereich ihrer Macht gefallen sind.

Unter den Inhaftierten begann jetzt eine rege "Telefonaktion", denn auch in den Nachbarzellen waren Urteile gefällt worden. Es stellte sich heraus, dass die Paragraphen-Nummern Normen für die Haftzeit waren: § 80/3 – 3 Jahre, § 80/16 – 5 Jahre Haft. Die Faschisten und Kapitalisten mit § 56/8 bekamen automatisch 8 Jahre. Diese Urteile wurden ohne Gerichtsverfahren aufgrund einer ausserordentlichen Anordnung "osoboje sowjeschtschanie" gefällt. Rationalisierung am rechten Ort!

Als ich dann an die Reihe kam und man mich vor irgendeinen Kommissar stellte, der mir erklärte, dass ich für die Überschreitung der sowjetischen Grenze 5 Jahre Besserungsanstalt in der "Station Sama" erhalten hätte und ich diese Verfügung unterschreiben musste, wunderte mich nichts mehr. Sollte ich besser als die anderen sein? "Wo ist diese Station Santa?" – "Im Norden des Urals" war die Antwort.

Ja, so war es, ich hatte mich nicht zu wundern und hätte auch nichts anderes erwarten können und doch wirkte sich die Tatsache für 5 Jahre verurteilt zu sein auf mich aus; anders als es die anderen Zellenmitglieder empfunden hatten. Die prophetischen Worte des humorvollen und rechtschaffenen Gefängniswärters von Przemyśl, der mir versprach, dass ich noch "weisse Bären kämmen werde" wurden wahr.

Ich durfte mich eigentlich noch freuen, dass ich nur in den nördlichen Ural zugeteilt wurde. Weisse Bären leben wohl noch viel weiter weg! Trotzdem war die Konfrontation mit der Wirklichkeit recht deprimierend. Womit hatte ich so viel Haft und Zwangsarbeit verdient? Dadurch, dass ich über diese widerrechtlich mitten durch Polen gezogene Demarkationslinie nach Warschau zurück wollte?

Damals gab es das Wort "Eiserner Vorhang" noch nicht. Dieser Begriff entstand erst, als die Deutschen vom gleichen Schicksal getroffen wurden...

Zu den weissen Bären

"Schag w lewo, Schag w prawo ..." Ein Schritt nach links, ein Schritt nach rechts wird als Fluchtversuch angesehen, die Wächter schießen ohne Vorwarnung. Vorwärts marsch".

Man hatte uns gerade auf dem Bahnhof, wahrscheinlich Güterbahnhof, aus Lastwagen ausgeladen, wo wir auf die bekannte Weise eingepfercht worden waren: in Viererreihen, mit dem Rücken zur Fahrtrichtung, mit gespreizten Knien, wo die nächsten Vier wieder Platz einnahmen. In allen vier Ecken sassen Wächter mit aufgesetzten Bajonetten ... Jetzt stellte man uns in Reih und Glied auf und es fiel dieser Befehl, den ich das erste Mal vor nicht ganz einem Jahr in Przemyśl gehört hatte.

Zu den Lagern in Russland gab es zwei verschiedene Transportmöglichkeiten: durch "Eschalon" – einen Sonderzug, oder in Etappen. Die "Eschalon" bestehend aus einer langen Reihe "Tiepluschki", d.h. Güterwagen, versehen mit Pritschen und einem kleinen Ofen, hatten wir auf dem Weg von Przemyśl nach Odessa kennengelernt. Eine solche Reise konnte – je nach Entfernung oder anderen Bedingungen Monate dauern und deren Bequemlichkeit übertrifft die kühnsten Vorstellungen. Die zweite Transportart bestand darin, dass die Reise in Etappen von Gefängnis zu Gefängnis in speziellen Gefangenen-Waggons, „Typ Pulman“, organisiert wurde. Das war direkt ein Luxus. Wieder einmal hatte ich Glück: mir fiel die bessere Alternative zu. Die Gefangenen wurden unter starker Eskorte zu den Waggons geführt. In Zwölfer-Gruppen schob man uns in die Abteile und zog eiserne Jalousien, die sich anstelle der Türen befanden, zu. Im ersten Moment wussten wir nicht, wie wir uns

bewegen sollten. Man konnte kaum stehen! Als wir jedoch anfangen uns auf den dreistöckigen Pritschen zu plazieren, war es gar nicht so schlecht: jeder hatte seinen Platz zum Liegen. Als einer der Jüngsten kletterte ich ganz nach oben. Wie ich später feststellte, hatte dieser Platz seinen besonderen Vorteil: es war hier am wärmsten. Anfangs, solange der Zug noch stand, war es ziemlich schwül, da der Wagen – zu unserem Erstaunen – geheizt war.

Wir bekamen eine Ration Brot für zwei Tage, sowie ein Stück einer scharf riechenden Margarine, was uns ausserordentlich freute, denn wir hatten nicht einmal in Odessa ein Stück Fett gesehen. Nach einigen Stunden des Wartens, als es bereits dunkel wurde, fuhr der Zug los. Trotz des gleichmässigen Rhythmus konnte ich nicht einschlafen. Ein neues, unbekanntes Abenteuer stand mir bevor. Wie wird es weitergehen...?

Es war gerade Anfang Februar, ein Jahr nachdem man mich gefangengenommen hatte. Das Urteil, oder viel mehr die fünfjährige sowjetische Norm für Grenzverletzung, hatte ich Ende Jahr erhalten. Zusammen mit den anderen, die auch grössere Strafen erhielten, hatten wir längst aufgehört, uns aus diesen drakonischen Urteilen etwas zu machen. Wir kamen zu dem Schluss, dass wir – egal wie viele Jahre jemand erhalten hat – zur gleichen Zeit herauskommen würden, oder gar nicht, auch wenn das Urteil bereits verfallen war. Es war Krieg und die normalen Rechte, sogar die sowjetischen, waren nicht beständig. Es stellte sich heraus, dass unsere Ueberlegungen richtig waren, nur konnten wir uns damals nicht vorstellen, wie unser Leben weiter verlaufen würde. In Wirklichkeit war unsere Lage hoffnungslos, aber die Grundlage unserer Spekulationen war das geheime Bedürfnis nach irgendeiner Freude.

Gleich nach Erhalt der Urteile gab es mannigfaltige Änderungen. Als erstes wurde die tägliche Brotration um 100 gr erhöht. Zweitens gab es eine Zuteilung von 5 Rubel in natura aus dem Gefängnisladen. Nach offiziellen Preisen konnte man für diese Summe wirklich etwas kaufen. Ein fast 2-kg schwerer Brotlaib kostete anderthalb Rubel. Für 3 Rubel bekam man fast ein halbes Kilo Halwa (eine in Osteuropa sehr beliebte Süssigkeit). Sie war sehr schwarz und mager, aber damals war sie die grösste Delikatesse. Das Wichtigste aber waren Zigaretten und Tabak. So bestand eine ideale Kombination für 5 Rubel aus einem Viertel hellen Tabaks, einem Laib Brot und einigen Schachteln Zündhölzer. Ich rauchte zwar nicht, aber meine rauchenden Kameraden hätten es mir übel genommen, wenn ich keine "Raucher"-Reserve mitgenommen hätte. Dafür gaben sie mir später Brot aus der Tagesration, aber bei den Zuständen in Odessa war das nicht weiter tragisch.

Nach der Urteilsverkündung kam es auch zum Wechsel in den Zellenbelegschaften. Nicht allzulange nach der Ankunft in Odessa versetzte man die Jüngsten in zwei separate Zellen. Ich kam mit zwei Jungen aus der Ukraine, zwei Juden und einem Polen – einem Drechslergesellen aus Lodz – zusammen. Seine politische Ansichten entsprachen mir am meisten. Wäre er glücklich von der deutschen Seite auf die sowjetische gekommen, so wartete noch eine Grenze auf ihn – diejenige nach Ungarn. Zur polnischen Armee! Wie es dann von Ungarn aus weitergehen sollte, das wusste wohl niemand von denen, die das Abenteuer unternahmen. Im ganzen war die Atmosphäre in unserer Zelle nicht allzu patriotisch, doch es herrschte gegenseitiges Einvernehmen. Dafür waren die Jungen aus der Nachbarzelle wirkliche Helden! Sie kamen aus Czortkow. Dort hatten sie etwas ausgefressen, aber jetzt imponierten sie uns: Czortkow, Aufständische! Da sie alle recht jung waren – die meisten unter sechzehn Jahren, wurden sie zusammen in eine Zelle gesetzt und man muss schon sagen, man hatte Geduld mit ihnen. Die Zelle Nr. 35 (die unsrige war Nr. 36) wurde die berühmteste Zelle im ganzen Block 4. Die Jungen machten sich nichts aus den Russen, sie waren vorlaut und bemängelten alles und wenn einer der "Katschane" (Wärter) einen beim Kragen nahm, machte dieser so ein Geschrei, dass der Radau im ganzen Block losging. Mit ganzer Kraft schlug man gegen die Türen und schrie aus Leibeskräften gegen die Schinder, dass einem das Herz gross wurde. Na ja, die Jungen sind eben Jungen ...

Dafür ging es den Älteren aus Czortkow schlechter. Sie wurden in den Zellen im obersten Stock untergebracht, in den sog. "Isolations-" oder "Todeszellen". Von ihnen hörte man nie etwas.

Nachdem die Urteile gefällt worden waren, kam es also zu Veränderungen in den Zellen. Die tollen Zeiten, wo man zu sechst auf ganzen sieben Quadratmetern lebte, waren für immer vorbei. Durch diese Massnahmen lernte man jedoch neue Leute kennen, man erfuhr von Ereignissen, die durch das "Telefon" nicht immer zu uns gelangten und die Eintönigkeit wurde wenigstens für kurze Zeit unterbrochen. Gleich nach dem ersten Wechsel wurde uns ein russischer Kamerad zugeteilt – Agapow. Wahrscheinlich als Denunziant, um melden zu können, was wir Polen dachten. Aber wir dachten laut und – ihm zum Trotz – sagten wir das Schlimmste über die Bolschewiken. Und er, borniert wie er war, rühmte andauernd den Kommunismus. Wir sagten, er sei ein Idiot, weil er bereits so lange sitzt und immer noch Lobesreden hält, wie wenn man ihm eine Ehre erweisen würde. Dabei war er früher ein hohes Tier. Und was für eines! Angeblich hatte er vier Rhomben an seiner Uniform und ein Rhombus ist das Abzeichen eines Generals. Er hatte den Rang des Handelskommandanten auf dem Schwarzen Meer inne und als es zu den bekannten Säuberungsaktion in den Jahren 1937-

1938 kam, teilte er das Los vieler anderer ehrwürdiger Russen. Wie weitreichend diese Säuberungsaktion gewesen sein musste, zeigt allein die Tatsache, dass damals in den gleichen Zellen, wo wir uns zu zehnt wie Sardinen zum schlafen plazieren mussten, über dreissig Menschen auf sieben Quadratmetern eingepfercht wurden. Agapow versuchte uns zu erklären, wie es unter diesen Umständen möglich war, irgendwie zu schlafen: sie stellten sich alle hintereinander im Kreis auf und auf ein Zeichen setzten sich alle gegenseitig auf die Knie. Das habe ich nie verstanden, denn ich erfuhr nur, wie schwierig es war, wenn sechzehn Insassen sich diesen Platz teilen mussten. Waren wir vierzehn, so konnte man sich – nach dem System der Sardinenbüchse: einmal der Kopf, der nächste die Füsse – irgendwie hinlegen. Das Umdrehen von der einen Seite auf die andere geschah auf Befehl. Der 15. und 16. Mann musste auf dem "Kibel" bei der Türe schlafen. Natürlich abwechselnd, denn im Gefängnis herrschte Solidarität.

Nach Neujahr begannen sich die Zellen auf Grund von zwei neuen Erlassen zu füllen: ein Erlass betraf das Zuspät-Erscheinen bei der Arbeit und der andere das Fluchen. Die Normen waren, wie wir sagten, "kindisch": ein Jahr für Zuspätkommen von 15 Minuten oder Fluchen, was in Russland gang und gäbe für jeden ehrlichen Menschen war. Eine solche Verfügung war lächerlich, ein Paradox! Doch darin war zu erkennen, dass der Bedarf an billigen Arbeitskräften in den Lagern gewaltig und dringend war, also verband man das "Angenehme" mit dem Nützlichen: Erziehen und Wirtschaft. Aber so viel Scherereien nur für ein Jahr? Lohnte sich das?

Das Ergebnis dieser Aktion – uns hielt man immer noch separat – kam man bereits auf 22 Menschen pro Zelle! Aber zu den 33 Insassen, die zu Zeiten Aga-pow anscheinend auf den berühmten 7 Quadratmetern 8 Monate lang sass, war es noch weit.

Die Verhältnisse in Odessa verschlechterten sich während unserer Zeit von Tag zu Tag. So war ich froh, als man mir eines Tages den baldigen Termin zur Abfahrt "zu den weissen Bären" bekannt gab.

Eigentlich sollte ich viel früher, kurz vor Weihnachten, abfahren, aber ich bekam plötzlich hohes Fieber und man brachte mich in das Gefängnisspital. Hier verbrachte ich wohl meine schönsten Tage in Odessa, das, verglichen mit meinem künftigen Aufenthaltsort, ein "Kurort" gewesen war. Aber gerade an Weihnachten im Bett, mit sauberer Bettwäsche... und warm war es dort, und aufs Klo konnte man gehen, wenn man musste, und ganz anderes Essen... Es kam alles so eigenartig zusammen. Es ging mir so gut, dass ich nicht einmal an Ihn dachte, Ihn, der einst in diesen Tagen geboren wurde und in grösster Armut auf die Erde herabstieg...

Und der Gefängniszug, der uns nach Norden fuhr, schlug gleichmässig sein "tak-tak-tak, tak-tak-tak... Und meine Mutter konnte sich nicht einmal vorstellen, wohin man mich bringt... Und die Arme, sie betete... Und sie betete, der Herrgott möge ihr Kind nicht umkommen lassen... Ich begann ebenfalls zu beten.

In Charkiw ⁴

Charkiw war die erste Station auf unserem langem Weg gegen Norden. Die eiskalte Gemeinschaftszelle, das Baden samt Entlausung, die Revision bis auf die Haut bevor man in die Übergangszelle kam – all das war bereits zu einem Ritual geworden. Bis zur nächsten Etappe.

In Charkiw kamen wir zum ersten Mal in eine Zelle, in der sich auch Gefangene anderer Nationalitäten befanden. Uns Polen steckte man mit Ukrainern zusammen. In Odessa hatte man immer Wert darauf gelegt, die Nationalitäten zu trennen. Agapow war da eine Ausnahme gewesen, und dass er den Polen zugeteilt worden war, hatte seinen versteckten Sinn, den wir uns zwar vorstellen konnten, uns aber nichts daraus machten.

Wie ich bereits erwähnte, haben eher wir mehr von Agapow erfahren, als er von uns. Wir selbst hatten keine Geheimnisse, während die Nachricht z.B. über die Zustände, die während der Säuberungsaktion geherrscht hatten, uns ziemlich unbekannt waren und für die Sowjetunion recht kompromittierend vorkamen. Wir waren auch gar nicht darauf aus, Neuigkeiten über dieses paradiesische Leben zu sammeln. Nicht ganz so drastisch, wie zu jenen gesegneten Zeiten, erlebten ja auch wir auf eigener Haut die paradiesische Wirklichkeit und waren vollauf mit irdischen Sorgen um das graue Alltagsleben und die unsichere Zukunft beschäftigt.

Was uns in Charkiw als erstes ins Auge stach, waren die kleineren Nahrungsportionen: sie waren fast um die Hälfte kleiner, mit Ausnahme vom Brot, dessen Tagesration normal war. Erst später, als sich die Zungen langsam lösten, erfuhren wir von Mitinsassen von der tragischen Vergangenheit der sowjetischen Ukraine, von der Agapow nie gesprochen hatte. Es war für uns eine Erfahrung, die uns das Blut in den Adern erstarren liess. Was die Güte von "Väterchen" Stalin betraf, so konnte man uns nicht mehr viel vormachen, aber was wir jetzt hörten, überschritt die Grenzen unseres Fassungsvermögens. Erst die Veränderungen in der Sowjetunion nach der Stalin-Ära vermochten das Bild jener Zeiten etwas aufdecken. Und heute – was weiss man denn schon über die Ereignisse jener

4 Heute in der Ukraine (Osten)

30er Jahre, über den furchtbaren Massenmord, dem das unglückselige ukrainische Volk zum Opfer fiel? Hier in Charkiw trafen wir auf Menschen, die den Mut hatten, über diese Tragödie zu sprechen. Wieviel Wahres an ihren Erzählungen war, das konnte niemand wissen. Jedenfalls machte uns der Gedanke, dass die gleichen Methoden auch in den sogenannten "befreiten" Gebieten angewandt werden könnten, ziemlich unruhig.

Das, was die "Volksregierung" unter Stalin auf der Ukraine getan hatte, war rundweg die Ausrottung dieses freiheitsliebenden Steppenvolkes. Es musste erst Hitler kommen, um in diesem barbarischen Rennen der Neuzeit den ersten Platz einzunehmen. Oder etwa vielleicht nicht?...

Kern der Ausrottungsaktion auf der Ukraine war eine künstlich hervorgerufene Hungerperiode in den Jahren 1932-1933⁵. Die fruchtbaren Felder der Ukraine (Schwarzerde) wurden, sobald das Getreide reifte, von der Armee umstellt. Wer auch nur den Versuch wagte, etwas zu ernten, wurde erschossen. Die Soldaten gaben ihre Stellung erst auf, als das Getreide verfault war. Das Resultat dieser Aktion war verheerend: Millionen von Menschen starben an Hunger⁶. Fälle von Kannibalismus waren angeblich an der Tagesordnung. Kann man diesen schrecklichen Kannibalismus unmenschlich nennen?

Gegen die Aufständischen, denen es gelungen war, recht ansehnliche und gar nicht schlecht bewaffnete Truppen zu bilden, wurde ebenfalls eine recht erfolgreiche Methode angewandt: sie wurden von der Armee umzingelt, der Ring wurde immer enger um sie gezogen. Das somit umschlossene Gelände wurde dann ge-nauestens bombardiert, sodass kein Mensch mehr lebend davonkam. Die Erde vermischte sich wortwörtlich mit den menschlichen Leibern.

Den letzten Akt dieser Tragödie bildete die Massendeportation. Die Steppen Kasachstans wurden nun zur neuen traurigen Heimat der Ukrainer. An ihrer Stelle siedelte man andere Menschen um, die man zwang, die ukrainische Sprache zu lernen, denn die Ukrainische Sozialistische Republik blieb natürlich bestehen. Wie viele damals in die Arbeitslager wanderten, in die man uns jetzt transportierte, erfuhren wir aus diesen Erzählungen nicht. Sicherlich versäumte man es nicht, sich rationell der Menschen zu bedienen. Bevor er zugrunde geht, soll er in der Sklaverei den Grundstein für das Paradies der folgenden Generationen legen. Wann hört denn dieses Paradies auf, eine Hölle zu sein? Warum wollten jene Menschen die darin leben, dieses Paradies nicht? Wo hingegen in jenen Ländern, die noch keine kommunistische Regierung haben, doch so eine Art Nostalgie nach diesem geheimnisvollen Modell besteht.

5 Für diese künstlich hervorgerufene Hungersnot steht der Begriff Holodomor (es setzt sich aus holod und mor zusammen. Holod (голод) bedeutet auf Ukrainisch „Hunger“. Mor leitet sich vom slawischen Verb moriti ab, das „qualvoll töten“ bedeutet). Viele Länder haben den Holodomor als Genozid anerkannt (die Schweiz hat den Entscheid in der Frühjahrssession 2023 verschoben). Russland bestreitet bis heute, es sei ein Genozid gewesen.

6 Anmerkung des Autors: Solschenizyn gab 6 Millionen Tote an.